

Die Kunst des Übersetzens

Autor(en): **Röpke, Wilhelm**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **12 (1944-1945)**

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759425>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE KUNST DES ÜBERSETZENS

VON WILHELM RÖPKE

Im Dezemberheft der «Neuen Schweizer Rundschau» hat Frau Mary Hottinger eine sehr glückliche Probe davon gegeben, welche tiefen Betrachtungen sich dem immer faszinierenden Problem der menschlichen Sprache abgewinnen lassen, wenn man sich ernsthaft mit der Aufgabe des Uebersetzens befaßt. Wahrscheinlich hat sie unrecht, wenn sie zu wenig davon spricht, daß der Gegenstand Menschen aller Zeiten beschäftigt hat und daß bereits große Geister der Vergangenheit, die die gelegentliche Kunst des Uebersetzens nicht verschmähten, sich darüber Gedanken gemacht haben, deren Ordnung und Zusammenstellung eine sehr verlockende Aufgabe wäre. Aber sie hat, scheint mir, durchaus recht, wenn sie die erstaunliche Tatsache ans Licht zieht, daß dieses internationale Wechselgeschäft der Sprachen heute blüht wie kaum je zuvor, während es nicht einmal für das Uebersetzen als redliches Handwerk, geschweige denn für das Uebersetzen als Kunst einigermaßen feste Regeln gibt, in denen sich die Summe der erprobten Erfahrungen niederschlägt. Um so größer scheint mir das Verdienst der Verfasserin, einen Anfang gemacht und zur weiteren Diskussion eines Themas angeregt zu haben, das schwer zu erschöpfen ist. Ich bringe meinen eigenen Dank zum Ausdruck, indem ich einige bescheidene Bemerkungen beisteuere. Ich schöpfe sie aus mannigfachen Erfahrungen, die ich mit Uebersetzungen meiner eigenen Bücher und durch Mithilfe an der Uebersetzung anderer habe machen können. Dabei bin ich mir bewußt, daß ich nicht von literarischen Kunstwerken, sondern nur von der Musa pedestris der wissenschaftlichen Literatur reden kann.

Ich beginne mit der Bemerkung, daß wohl keinem Autor, dem die Ehre der Uebersetzung widerfährt, eine Demütigung erspart bleibt. Uebersetzen heißt: das sprachlich-logische Gewebe des Originals unter die Lupe nehmen, wobei sich Webfehler erbarmungslos enthüllen. Jede Unklarheit und Ungenauigkeit kommt bei einer gewissenhaften Uebersetzung ans Tageslicht, und der Autor, der nicht wie Homer zuweilen ein Schläfchen gemacht hat, muß wohl noch

gefunden werden. Daher kann kaum eine gute Uebersetzung zustande kommen, wenn nicht Autor und Uebersetzer miteinander in Kontakt treten, ausgenommen den seltenen Fall, daß der Uebersetzer imstande ist, sich selbst jede gewünschte Textinterpretation zu geben. Daraus ergibt sich ferner, daß die Schwierigkeit einer Uebersetzung sich eben-
sogut aus gedanklicher Unklarheit und sprachlicher Verschwommenheit wie aus gedanklicher Tiefe und sprachlicher Originalität ergeben kann. Sie kann also sowohl ein Verdammungsurteil wie ein Ehrentitel sein.

Meine zweite Bemerkung entnehme ich der Erfahrung, daß es kein besseres Mittel, in den Geist der verschiedenen Sprachen einzudringen, gibt als eine gewissenhaft und intelligent betriebene Uebersetzungstätigkeit und keine wichtigere Voraussetzung erfolgreicher Uebersetzungstätigkeit als eine gewisse elementare Vertrautheit mit dieser Verschiedenheit des Sprachgeistes. Mir scheint, als müßte eine Lehre vom verschiedenen Sprachgeist der Nationen ein Hauptkapitel der *ars transferendi* bilden, die Frau Hottinger mit Recht fordert. Hat schon irgend jemand versucht, den Geist der drei Hauptsprachen Europas, des Deutschen, des Französischen und des Englischen, umfassend zu beschreiben und miteinander zu vergleichen? Ich weiß es nicht, aber es müßte eines der erregendsten und instruktivsten Bücher sein, die man sich vorstellen kann.¹

Wie ich mir eine solche Darstellung denke, will ich an einem Beispiel belegen. Wenn es sich darum handelt, ein deutsches Buch ins Französische oder ein französisches ins Deutsche zu übersetzen, so wird man vor allem zu bedenken haben, daß das Verhältnis des Autors zum Leser im Französischen ein anderes als im Deutschen zu sein pflegt. Der Franzose ist im allgemeinen höflicher gegenüber seinem Leser, pädagogischer, einschmeichelnd bis zur Koketterie; er redet auf ihn ein und möchte, daß, soweit es am Autor liegt, dem Leser nichts unklar bleibt; er scheint eine nicht in der Sache liegende Schwierigkeit als eine Unhöflichkeit zu betrachten und betont den Charakter des Buches als eines Zwiegesprächs zwischen dem Autor und dem Leser. So spiegelt das durchschnittliche französische Buch noch immer die Formung des modernen Sprachgeistes in den Salons des 17. und 18. Jahrhunderts wieder; es ist gedruckte Konversation und das Produkt der Tatsache, daß Frankreich das Land der geistigen «Gesellschaft» *par excellence* ist. Daher das Rhetorische und Gelockerte, das die Fehler seiner Tugenden hat und deutschen Lesern ebensooft wohltut, wie es ihnen unerträglich werden kann. Anders

¹ Obwohl unsere Frage der Stilistik und Sprachsoziologie, weniger der eigentlichen Linguistik angehört, findet sich vieles Lehrreiche, z. B. bei *Charles Bally*, *Linguistique générale et linguistique française*, 2. Auflage, Bern 1944.

der deutsche Autor, der mit seinen Gedanken ebenso ringt wie mit ihrer sprachlichen Formung. Er ist froh, wenn er sich selber verstanden hat (was ihm nicht einmal immer ganz zu gelingen scheint), und überläßt es dem Leser, ihn zu verstehen, so gut es geht. Er scheint oft geradezu die Gefälligkeit der Darstellung zu fürchten, da sie ihn in den Geruch der Oberflächlichkeit und des «Journalismus» bringen könnte. Von rhetorischen Fragen macht er den sparsamsten Gebrauch, und charakteristischerweise scheut er sich, den Leser so frei anzureden, wie es der französische — und ebenso der englische — Autor tut.

Um diesen Gegensatz des Sprachgeistes deutlich zu machen, habe ich mit Absicht pointiert. So sehr die französische wie die deutsche Art in gleichem Maße unerträglich werden kann, so ist sie doch als solche von jedem Autor so gut wie von jedem Uebersetzer zu achten, so daß eine Uebersetzung aus dem Deutschen ins Französische eine Lockerung und eine solche im umgekehrten Sinne eine Verdichtung erfordert. Wenn außerdem beide Völker ihre entgegengesetzten Untugenden des Sprachstiles gegeneinander eintauschen und damit aufheben würden, so wäre das ein außerordentlicher Gewinn.

Damit hängt etwas anderes zusammen. Gewiß ist es manchem deutschen Autor, der sich ins Französische übersetzen ließ oder sich selbst in einer solchen Uebersetzung versuchte, so ergangen wie Ludwig Börne, der uns in seinen «Schilderungen aus Paris» (1822) in ergötzlicher Weise seine Entrüstung darüber beschreibt, daß seine französischen Freunde ihm den harmlosen Ausdruck «une petite erreur statistique» als ungebräuchlich verbieten wollten. In diesem Essay, der noch immer zum Besten gehört, was über dieses Thema geschrieben worden ist, sagt Börne dann unter anderem Geistvollen: «Der französische Sprachschatz besteht ganz in Silbermünze; er hat kein Kupfer wie der deutsche, und ein schlechter französischer Schriftsteller schreibt nie so schlecht, als ein schlechter deutscher schreibt. Dagegen mangelt es ihr aber auch am Golde der deutschen Sprache.» Dazu gehört die Bemerkung, die Börne an anderer Stelle («Bemerkungen über Sprache und Stil») macht: «Die Franzosen können keinen Stil haben, weil ihre Sprache einen hat.» Nimmt man diesen Sätzen die geistreiche Ueberspitzung, so ergibt sich die wichtige und jedem Uebersetzer ebenso bekannte wie von ihm zu beherzigende Wahrheit, daß der Franzose für die Präzision seiner Sprache den Preis einer größeren Beengtheit des Ausdrucks und der Wendungen zahlen muß.

Hat man den Ehrgeiz, den Worten geradezu die Präzision mathematischer Symbole zu geben — und diese kaum ernsthaft zu tadelnde Tendenz scheint dem doch ebensosehr von der Soziabilität der Salons wie vom Cartesianismus und «esprit classique» geformten französischen Sprachgeist innezuwohnen —, so muß man sich nach

Möglichkeit auf diejenigen Ausdrücke und Wendungen beschränken, deren Bedeutung durch Gewohnheit oder unbestrittene Autorität genau festgelegt ist. Immer muß man sich bemühen, das «*mot juste*» oder die «*phrase admise*» zu finden, wenn man sich dem Sprachgeist anpassen will. Der Franzose — in geringerem Maße auch der Engländer — liebt nicht die Originalität der Tropen und Metaphern und empfindet daher den Deutschen, der hierin große Freiheit hat, leicht als barbarisch und barock. Im Gegensatz zum Deutschen ist er — und auch darin ist der Engländer ihm offenbar ähnlicher als dem Deutschen — nicht gewohnt, die logischen Fäden abzuspuhlen, die der Deutsche seinem Leser oft in einem einzigen überraschenden Adjektiv als Knäuel in die Hand drückt. Er nimmt es übel, wenn man ihm das zumutet — und oft auch der deutsche Autor, wenn er umständlich etwas erklären soll, was ihm sonnenklar vorkommt, und dann entdeckt, daß die Erklärung gar nicht so leicht ist. Er merkt dann, wie schwer es ist, die französische Sprache literarisch zu handhaben.

In dasselbe Kapitel gehört die Neigung des mit seinen Gedanken und seiner Sprache freier schaltenden Deutschen, Ausdrücke und Wendungen mit leichten Nuancen zu wiederholen und durch ein Streuf Feuer von Worten mit nahe beieinanderliegender Bedeutung das Ziel zu erreichen, wenn er nicht durch ein einziges Wort, dessen präzise Bedeutung festgelegt ist, sofort ins Schwarze treffen kann. Der deutsch schreibende Autor scheint oft unsicher zu sein, ob ein Gedanke durch einen einzigen Ausdruck bereits klar vermittelt worden ist, oder es liegt ihm daran, durch mannigfache Umschreibungen eine bestimmte Ambiance zu schaffen, und in beiden Fällen wird er zwei Adjektive, Substantive oder Verben gebrauchen, wo sich der französische Autor mit einem einzigen begnügt. Empfindet der Deutsche das Rhetorische des Franzosen leicht als geschwätzig, so ist in diesem Punkte die Reihe an dem Franzosen, dem Deutschen diesen Vorwurf zu machen. Tatsächlich wird es sich bei Uebersetzungen oft als notwendig herausstellen, im Französischen zu kürzen und im Deutschen zu erweitern, wenn man dem Sprachgeist hüben und drüben gerecht werden will. Es stellt sich also heraus, daß das Französische sich als eine stark rhetorisch-pädagogische Sprache durch Lockerheit des Gesamtdarstellung, aber Dichte des einzelnen Satzgefüges, das Deutsche durch größere Dichte der Gesamtdarstellung, aber Lockerheit des einzelnen Satzgefüges auszeichnet.

Da ich nur einige bescheidene Randbemerkungen zum Thema zu machen hatte und mich damit begnügen wollte, einen bestimmten mir wichtig scheinenden Gedanken an einem Beispiel zu erläutern, verzichte ich darauf, von meinen Erfahrungen mit der englischen Sprache zu berichten. Es lag mir mehr daran, fruchtbare Fragen zu stellen, als

sie jetzt schon zu beantworten. Da ich aber einmal vom Sprachgeist gesprochen habe, so glaube ich, auf die Gefahren oberflächlicher Vergleiche hinweisen zu müssen. Sie liegen vor allem darin, daß man für eine Eigentümlichkeit des nationalen Sprachgeistes halten kann, was entweder nur auf einer Zufälligkeit nationaler Wortschöpfung beruht oder aber einer bestimmten Ebene des Stils eigentümlich ist, die sich in allen miteinander verglichenen Ländern gleichzeitig findet und daher dem internationalen Zeitgeist, nicht dem nationalen Sprachgeist angehört. Was die erste Gefahr anlangt, so weise ich als Beispiel auf die dilettantische Art hin, mit der man immer wieder aus der Tatsache, daß es im Deutschen ein Wort für «Schadenfreude» gibt, schließen will, daß diese wenig rühmliche Spielart der Freude offenbar den Deutschsprechenden eigentümlich sein müsse. Dabei ist es gewiß lächerlich, den allgemein menschlichen Charakter der Genugtuung darüber, daß «jemandem recht geschieht», leugnen und eine Philosophie aus der Tatsache machen zu wollen, daß einem deutschen Philologen des 16. Jahrhunderts (Ostermann 1591, nach Kluges Etymologischem Wörterbuch der deutschen Sprache) diese Uebersetzung einer Stelle aus Senecas «De beneficiis» eingefallen ist.² Das wäre so, wie wenn man sagen würde, nur die Griechen und die Deutschen kennen Heimweh, weil nur sie ein eigenes Wort für dieses Gefühl besitzen — oder eigentlich nur die Griechen, da ja auch das deutsche Wort eine neu-hochdeutsche Uebersetzung des Griechischen ist. Was die andere Gefahr angeht, voreilig dem nationalen Sprachgeist zuzuschreiben, was in Wahrheit dem internationalen Zeitgeist angehört, so weise ich vor allem darauf hin, daß Verschwommenheit des Stils, halbgebildete Affektiertheit, Unnatürlichkeit in der Häufung von abstrakten Substantiven, pseudowissenschaftlicher Jargon, Intellektualisierung, kurz alle jene Verfallserscheinungen, die man mit der modernen Vermasung in Verbindung setzen muß, sich heute in fast allen Sprachen nachweisen lassen und bei der Uebersetzung korrigiert werden müssen. Wenn man im Englischen Sätze findet wie «Since a certain amount of uncertainty still appears to exist» oder «The arrangements in regard to assimilation and organisation will be facilitated by the existence of the school as a centre for the dissemination of information»³, wenn man auch dort der Scheu vor der schlichten Wendung

² Und verfügt nicht sogar die englische Sprache in «gloating» sogar über ein Stammwort für Schadenfreude? Und fehlt es nicht sowohl im Englischen wie im Französischen an einem wirklichen Aequivalent für das freundliche Wort «gönnen»?

³ Nach C. Kent Wright, *The Import and Importance of Words, The Nineteenth Century and After*, Dezember 1944. Die angeführten Sätze sind amtlichen Drucksachen entnommen.

und dem Hang zum Pompösen und fachmännisch Vornehmen begegnet, so tritt der internationale Charakter der sprachlichen Schluderei ohne weiteres zutage. Nur die französische Sprache scheint hier die Vorteile ihrer sonst oft beengenden Disziplin zu ernten und sich am erfolgreichsten gegen diese internationale, weil der allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung entsprechende Entartung zu behaupten.

Nach diesem Hinweis auf mögliche Gefahren, die eine Lehre von der Verschiedenheit des Sprachgeistes zu meiden hat, brauche ich den ursprünglichen Gedanken nur wieder aufzunehmen, um zu dem Schluß zu kommen, daß die Kunst des Uebersetzens darin gipfelt, nicht aus der einen Sprache in die andere, sondern aus dem einen Sprachgeist in den anderen zu übertragen. Sie wird dann aus einer bloßen Uebersetzung zu einer Tätigkeit, die sich am besten mit einem musikalischen Ausdruck als Transponierung bezeichnen läßt. Diesen Gedanken hat der deutsche Philosoph J. H. Jacobi in einem Briefe an Madame de Staël (vom 28. November 1803) folgenden hübschen Ausdruck gegeben: «Tout le monde conviendra qu'un virtuose sur le piano-forte, s'il entreprend d'exécuter sur son instrument un concerto composé pour le violon de Rhode, sans le modifier, ne réjouira certainement ni l'âme ni les oreilles des assistants! . . . Vouloir métamorphoser un piano-forte en violon est une idée folle, extravagante, absurde. Je pense encore qu'il faut pour bien traduire être pour le moins aussi amoureux de la langue dans laquelle on traduit, que celle hors de laquelle on traduit.»⁴

⁴ *Jean de Pange, Mme de Staël et la découverte de l'Allemagne*, Paris, 1929, Seite 32.